

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 34 (1958-1959)
Heft: 7

Artikel: Begegnungen mit ostdeutschen Lehrern und Schülern in Berlin
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073236>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Begegnungen mit ostdeutschen Lehrern und Schülern in

BERLIN

VON ***

Wer sich heute längere Zeit in Berlin aufhält, wird unweigerlich von den Problemen der geteilten Stadt gepackt. Er muß sich mit dem Leben diesseits und jenseits des eisernen Vorhangs, der hier eine kleine Lücke hat, auseinandersetzen und erlebt damit im kleineren Maßstab etwas von der unglückseligen Spaltung Deutschlands, ja der Welt in zwei feindliche, den kalten Krieg führende Lager. So ging es auch mir bei einem Studienurlaub in der ehemaligen Reichshauptstadt. Als Mittelschullehrer interessierte ich mich natürlich besonders für das östliche Schulsystem und die kommunistischen Erziehungsmethoden. Ich suchte daher nach Gelegenheiten, mit Lehrern und Schülern aus Ost-Berlin oder aus der Zone in Berührung zu kommen, was denn auch, zum Teil durch Vermittlung kundiger Freunde, gelang. Es waren vor allem drei Begegnungen, die mir einen gewissen Einblick ermöglichten: der Besuch einer Ostberliner «Oberschule», eine Fragestunde mit einem frisch aus der Zone geflüchteten Oberschullehrer und ein Gespräch mit einem ehemaligen SED-Funktionär, der jahrelang Kurse für ideologische Schulung in der Partei geleitet hatte.

Besuch an einer Ostberliner Oberschule

Ich betrat das große Informationsbüro am Alexanderplatz und brachte mein Anliegen vor. Die Sekretärin meinte, mein Wunsch könne vielleicht erfüllt werden und wies mich an das städtische Schulamt. Nach fünf Minuten stand ich vor dem großen Verwaltungsgebäude an der Rathausstraße. Beim Eingang wurde ich vom Pförtner aufgehalten und nach meinem Begehrten gefragt. Ich zeigte den Zettel vom Informationsbüro und wiederholte mein Anliegen, worauf ich eingelassen wurde. Eine Treppe höher suchte ich das Zimmer x, in dem ich mich zu melden hatte. Auf einer langen Bank, der Zimmertür gegenüber, saß eine Dame, die wie ich auf Einlaß wartete. Ich sah mich im Gang um. Auf einem mit roten Fähnchen geschmückten Gestell waren vier Reihen Porträtfotos von «verdienten Lehrern des Volkes» angebracht, von Leuten also, die für ihre Arbeit im Sinne der sozialistischen Erziehung ausgezeichnet worden waren. Unter jedem Bild waren Name, Vorname, Geburtsjahr und Ort des Wirkens angegeben. «Wenn die Gesichter so sind wie die Photos», dachte ich, «sehen diese Erzieher wenig ,ver-

traut und vertrauenswürdig aus; ich möchte jedenfalls meine Kinder nicht in der Obhut dieser Lehrer wissen.» An einer anderen Wand war am schwarzen Brett ein hektographierter Zettel angeheftet, der zum Besuch einer Vortragsreihe über den Atheismus einlud. Als Veranstalter zeichnete der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund. Und schließlich fehlten auch hier im Haus nicht die roten Spruchbänder, welche die Bürger der Deutschen Demokratischen Republik zu gesteigerten Leistungen zu Ehren des fünften Parteitages der SED (der kommunistischen Partei der Ostzone) anspornten sollten.

Endlich wurde ich eingelassen. Ein Funktionär empfing mich, musterte mich nicht ohne Mißtrauen, und sagte dann: «Das können wir von uns aus nicht machen, da müssen Sie schon beim Ministerium für Volksbildung, der obersten Erziehungsbehörde, vorsprechen.» Er schrieb den Namen einer Funktionärin und die Straßenummer des Ministeriums auf einen Zettel. Dieses befindet sich Ecke Wilhelmstraße - Unter den Linden, ganz nahe beim Brandenburger Tor. Obwohl ich mittlerweile an dem Erfolg meines Unternehmens etwas zu zweifeln begonnen hatte, ging ich hin, und etwas später gelangte ich wirklich vor die rechte Türe. Eine höhere Funktionärin der «Arbeiter- und Bauernmacht», sehr einfach, etwas betont proletarisch gekleidet, hörte mein Anliegen freundlich an und sagte, nachdem sie mich von oben bis unten gemustert und scheinbar akzeptabel gefunden hatte: «Könn' wer machen.»

Acht Tage später erschien ich wieder an der Wilhelmstraße und wurde in das Büro eines jungen Sekretärs geführt. Auf meinen Wunsch macht er mir zuerst ein paar allgemeine Angaben über den Aufbau des ostdeutschen Schulwesens, wovon hier nur einiges wenig festgehalten sei: Die Schulpflicht in der DDR dauert vom 6. bis zum 18. Altersjahr. Alle Schüler besuchen zuerst die achtjährige Grundschule, in der vom 5. bis zum 8. Schuljahr in sieben bis acht Wochenstunden die russische Sprache gelehrt und erlernt wird. Die letzten vier Jahre der Schulpflicht werden in Oberschulen (bei uns Mittelschulen) oder in Berufs- und Betriebsschulen absolviert. Die

Oberschulen vermitteln Allgemeinbildung und schließen mit dem naturwissenschaftlichen, dem neusprachlichen oder dem altsprachlichen Abitur ab.

Darauf fragt mich der Sekretär, was für eine Schule ich zu besichtigen wünsche. Ich nenne den neusprachlichen Typus der Oberschule, worauf der Sekretär sogleich den Leiter einer solchen Schule anruft, um meinen Besuch anzumelden. Ich verabschiede mich dankend und fahre mit Straßenbahn und Autobus an den bezeichneten Ort.

Das Schulhaus liegt an einer großen Straße östlich des Alexanderplatzes, die wohl früher sehr belebt war, heute jedoch ruhig, fast verlassen daliegt. Man sieht wenige Autos; nur die veraltete und wenig gepflegte Straßenbahn rumpelt von Zeit zu Zeit vorbei. Die Schule bewohnt noch ihr altes Heim, einen ziemlich großen klassizistischen Bau, der schmutzig aussieht und einen kahlen, düsteren Eindruck macht. Wie mir der Hauswart erklärt, hat das Gebäude im Kriege nur wenig gelitten. Im ersten Stock kommt mir ein ziemlich großer, breitschultriger, etwas angegrauerter Herr entgegen, dessen Kleidung trotz ihrer Korrektheit und Sauberkeit einen abgetragenen, etwas schäbigen Eindruck macht. Es ist der Schulleiter. Er empfängt mich zuvorkommend und fragt mich schon nach wenigen Minuten, was ich denn vor allem an seiner Schule sehen wolle. Ich melde mein Interesse für den Unterricht in Staatsbürgerkunde, Geschichte und Deutsch an.

Nach einem kurzen Studium des Stundenplans erklärt der Direktor, er könne meinen Wunsch erfüllen. Sogleich führt er mich vor das Zimmer einer zweitobersten Klasse (ausnahmsweise einer reinen Mädchenklasse; grundsätzlich gilt Koedukation) und stellt mich dem Lehrer vor, der den Unterricht in Staatsbürgerkunde, eine Stunde pro Woche, erteilt. Es ist ein mittelgroßer Herr mit sehr hoher Stirne, spärlichem blondem Haar, eher gutmütigen blauen Augen und sehr weichen Händen. Wir betreten das helle und nüchterne, völlig schmucklose Schulzimmer. Der Schulleiter stellt mich als «Gast aus der Schweiz» vor und lässt mich hinter der Klasse Platz nehmen; er selber stellt seinen Stuhl seitlich neben die Bankreihen, während der Lehrer den Unterricht beginnt. Seine erste Frage lautet: «Was ist seit der letzten Stunde in der Weltpolitik geschehen?» Sogleich melden sich einige

Foto: Walter Dräyer
Der Bildhauer Arnold Hugger
bei der Arbeit

Schülerinnen und fassen in wenigen Worten zusammen, was in den ostdeutschen Zeitungen der vergangenen Woche über die Machtergreifung General de Gaulles und die beginnende Krise im Libanon zu lesen war. Die Schülerinnen müssen also von der Schule aus die Zeitungen lesen und über das Gelesene Auskunft geben können. Und nun beginnt der Lehrer, an die Antworten der Schülerinnen anknüpfend, seine Begriffe zu entwickeln. Das Thema der Lektion lautet: Diktatur und Demokratie.

Der Lehrer: Was für eine Staatsform hatte Frankreich bisher, und was ist es jetzt im Begriffe zu werden?

Antwort einer Schülerin: Vorher war es eine bürgerlich-kapitalistische Demokratie; jetzt wird es eine faschistische Diktatur.

Der Lehrer: Was ist denn überhaupt eine Diktatur?

Eine Schülerin: die Herrschaft eines Einzelnen über ein ganzes Volk.

Der Lehrer fragt, ob denn jemals ein Einzelner allein ein ganzes Volk beherrschen könne? Die Schülerinnen merken, daß der Herrschende Leute, die selber Macht haben, hinter sich haben muß, die seine Macht stützen. Wer aber hat Macht in einem Staat? Diejenigen, welche über die Produktionsmittel verfügen; sie bilden die herrschende Klasse. Diktatur ist aber nichts anderes als die Herrschaft eben dieser Klasse, die über die Produktionsmittel verfügt, über die anderen Klassen. Eine herrschende Klasse gibt es aber in jedem Staat; ja es erweist sich, daß der Staat überhaupt nichts anderes ist als die Herrschaft dieser bevorzugten Klasse über die anderen.

Also ist jeder Staat eine Diktatur? fragt der Lehrer. Die Schülerinnen bejahren sogleich ohne Bedenken.

Der Lehrer: Aber wir sagten doch eben, Frankreich sei bis jetzt eine Demokratie gewesen; konnte es denn zugleich eine Diktatur sein?

Die Schülerinnen wissen Bescheid: Das frühere Frankreich war in Tat und Wahrheit eine Diktatur der bürgerlich-kapitalistischen Klasse – allerdings mit einer demokratischen Fassade. Nun aber ist de Gaulle im Begriffe, diese Fassade zu zerstören, und zum Vorschein kommt: eine faschistische Diktatur.

Der Lehrer führt nun den Unterschied zwischen verschleierter und offener Diktatur ein. Die «verschleierte Diktatur» besitzt eine demokratische Fassade, während die «offene

Diktatur» mit «offener Gewalt und mit Terror» arbeitet. Und nun folgt die Frage, deren Antwort wohl dem Gast aus der Schweiz besonders ans Herz gelegt werden sollte (vermutlich war überhaupt die ganze Lektion für den Gast eingerichtet): Was für faschistische Diktaturen gibt es heute?

Wie am Schnürchen kommt die Antwort: erstens Spanien mit General Franco, zweitens Westdeutschland mit Adenauer.

Und ebenso prompt kommen die Antworten auf die Frage, warum denn die deutsche Bundesrepublik eine faschistische Diktatur sei: Sie hat die kommunistische Partei verboten (das ist Terror); 80 Prozent der führenden Leute in Bonn sind Nazis (deshalb faschistisch); sie hat die Ausrüstung der Bundeswehr mit Atomwaffen beschlossen (das ist Drohung mit offener Gewalt).

Obwohl man solches täglich in ostdeutschen Zeitungen lesen kann, bin ich beeindruckt, es mit solcher Selbstverständlichkeit aus dem Munde junger Gymnasiastinnen zu hören. Es fällt mir auf, daß die Schülerinnen die ganze Begriffs-Akrobatik recht gut beherrschen. Sie scheinen manchmal fast damit zu spielen, während der Lehrer sich öfters verspricht, dann aber sogleich von den Schülerinnen korrigiert wird. Glauben wohl diese Mädchen das, was sie so leicht dahersagen? Ich schaue ihre Gesichter an. Es hat kaum feinere, differenziertere dabei, aber eine Reihe durchaus aufgeweckter, intelligenter Köpfe. Einige wirken allerdings stumpf, ja primitiv. Jenes Mädchen dort in der vordersten Reihe links sieht man schon jetzt als fanatische Funktionärin vor sich; sie beherrscht den Jargon der Partei am besten. Aber die anderen; machen sie nur gute Miene zum bösen Spiel; versuchen sie gar in der Diskussion, wie weit sie gehen können, ohne in Gefahr zu geraten? Ich weiß es nicht.

Unterdessen ist der Lehrer zum Begriff der Demokratie übergegangen. Er doziert dem Sinne nach so: Demokratie heißt Volksherrschaft. Bisher hat es aber nie wahre Demokratie gegeben, weil das Volk (lies Proletariat) immer von den herrschenden Klassen ausbeutet wurde. Erst im sozialistischen Staat, wie er in der Sowjetunion verwirklicht ist, gibt es wahre Demokratie, weil hier das Volk an die Macht gekommen ist und weil diejenigen, die an der Macht sind, das wahre Interesse des Volkes genau kennen und im Interesse des ganzen Volkes, nicht nur einer privilegierten

Schicht, regieren. Volksdemokratie heißt also: Herrschaft des Volkes für das ganze Volk. – Damit schließt der Lehrer die Lektion ab. Ich erhebe mich, einigermaßen benommen, und werde vom Direktor hinausgeleitet.

Obwohl die Lektionen, an denen ich teilgenommen hatte, und die Gespräche mit Lehrern und Schülern (letztere natürlich nur unter Aufsicht) aufschlußreich waren und durchaus mehr als nur eine Fassade zeigten, wußte ich doch, daß mir vieles verborgen bleiben mußte, das zum Wesen des östlichen Schulbetriebes gehört. Darüber kann aber nur der Auskunft geben, der an einer solchen Schule gewirkt und das System am eigenen Leibe erfahren hat. Von der Begegnung mit einem solchen Mann soll nun die Rede sein.

Fragestunde mit einem aus der Ostzone geflohenen Oberschullehrer

Eine Gruppe von westdeutschen Volksschullehrern hat sich im Vortragssaal eines Westberliner Studentenheims eingefunden, um einen vor wenigen Tagen aus der Zone geflohenen Oberschullehrer kennen zu lernen und ihm Fragen zu stellen. Ich bin auch eingeladen. Der Kollege aus Mitteldeutschland ist ein mittelgroßer, einfach, aber sauber gekleideter, schlanker Herr mit einem schmalen, hohen Kopf, einem fein geformten Gesicht und warmen braunen Augen. Er wirkt sogleich sympathisch und bewegt sich natürlich und frei in der Gesellschaft von uns Neugierigen.

Nach den einleitenden Worten des Veranstalters stellt sich Herr K. vor. Er ist ungefähr 30 bis 35 Jahre alt, hat an einer Universität in der Zone Germanistik und Anglistik studiert und war dann an einer ostdeutschen Oberschule als Deutsch- und Englisch-Lehrer angestellt worden. Offenbar war er kein überzeugter Kommunist, denn er umging bei der Besprechung literarischer Werke die marxistischen Deutungen oder teilte seinen Schülern davon nur das unumgänglich Notwendige mit. Das ging eine Zeitlang ganz gut; die Schüler schätzten seinen Unterricht, ja sie suchten von ihm mehr über Literatur zu erfahren, als er in den Lektionen mitteilen konnte. Einige vertrauten sich sogar seiner geistigen Führung an, suchten also und fanden ein ausgesprochenes Vertrauensverhältnis zu ihrem Lehrer. Diesen

Schülern gegenüber versuchte nun Herr K. seine pädagogische Aufgabe so weitgehend als möglich zu erfüllen, indem er ihnen über den Unterricht hinaus Anregungen zu selbständiger Lektüre gab und sie zu echter geistiger Auseinandersetzung anleitete. So erlaubte er sich unter anderem, einige Schüler auf Friedrich Nietzsche hinzuweisen und auch sonst manches von modernen westlichen Dichtern und Denkern zu sagen. Aber das war schon zu viel. Die Partei, die ihn schon lange überwacht hatte, schritt ein. Zunächst «degradierte» sie ihn zum Grundschullehrer und versetzte ihn in ein kleines Dorf, wo er auf einer ihm nicht vertrauten Schulstufe unter schwierigen Verhältnissen Schule halten mußte. Doch seine früheren Schüler, die sich ihres geistigen Führers und Helfers beraubt fühlten, wußten ihn auch dort ausfindig zu machen. Sie suchten ihn in seinem Dörfchen auf und erbaten von ihm wiederum Rat und Hilfe. Ein solches Vertrauensverhältnis eines in seinem Herzen nicht-kommunistischen Lehrers zu seinen ehemaligen Schülern schien nun aber der Partei nicht länger erträglich. Sie beschloß zuzuschlagen. Herr K. wurde aber rechtzeitig gewarnt und entzog sich der Verhaftung durch die Flucht.

Nun haben wir Gelegenheit, Fragen zu stellen. Herr K. gibt bereitwillig, etwa zweieinhalb Stunden lang, sachliche und klare Auskunft. Er spricht sehr frei; aber hinter seiner durch den Beruf bedingten Gewandtheit im Sprechen spürt man die verhaltene innere Bewegung und das Bedürfnis, den Leuten im Westen die Augen über die wahren Verhältnisse im ostzonalen Schulwesen zu öffnen.

Besonders beeindruckt uns, was er über die Rolle der Partei in der Schule berichtet: Jede Oberschule hat ihren Direktor, der ein staatlicher Funktionär ist. Der Form nach verwaltet und leitet er die Schule. In Tat und Wahrheit aber liegt die Führung weitgehend bei dem sogenannten Partei-Aktiv. Es besteht in erster Linie aus den der Partei verpflichteten Lehrern, kann aber durch Schüler ergänzt werden, die den parteigebundenen Jugendorganisationen oder, wenn sie schon 16 Jahre alt sind, der Partei selber angehören. An der Spitze des Aktivs steht der Parteisekretär der Schule. Er ist der mächtige Mann. So bereitet er zum Beispiel mit dem Aktiv zusammen sämtliche Lehrer-Konvente vor und bestimmt bis ins einzelne, was am Konvent vorgebracht, diskutiert und beschlossen werden darf. Natürlich wer-

den sich die übrigen Konventionalen hüten, den Vorschlägen des Aktivs ernsthaften Widerstand entgegenzusetzen. Der Parteisekretär kann auch mit den verschiedensten «Parteiaufträgen» an den Schulleiter und die Lehrer herantreten; und solchen Aufträgen, erklärt Herr K., kann sich keiner entziehen, will er nicht seine Stellung oder gar seine Freiheit aufs Spiel setzen.

Bei den Promotionen hat wiederum das Partei-Aktiv entscheidenden Einfluß. Für die Versetzung eines Schülers in die nächste Klasse sind maßgebend: 1. die Zensuren, 2. die charakterliche Eignung (die sich vor allem durch die positive Einstellung zum Kommunismus ausdrückt) und 3. die «gesellschaftliche Betätigung» (Teilnahme an der Arbeit in parteigebundenen Organisationen). Da die Lehrer- und die Schülerschaft mit Parteigenossen durchsetzt sind, ist der gegenseitigen Bespitzelung Tür und Tor offen. Herr K. erklärt, daß an seiner Oberschule zeitweilig die wenigen kommunistischen Lehrer und Schüler einen größeren Einfluß auf die Promotionen ausgeübt hätten als der Schulleiter und alle übrigen Lehrer zusammen.

Diesem geheimen Treiben hinter den Kulissen des offiziellen Schulbetriebs steht auf der anderen Seite eine rücksichtslose Veröffentlichung der Leistungen und des Verhaltens der einzelnen Schüler gegenüber. So sind zum Beispiel im Klassenbuch, das wie bei uns den Schülern jederzeit zugänglich ist, nicht nur sämtliche Noten aller Schüler eingetragen, sondern es enthält darüberhinaus noch folgende Angaben: Name und Beruf der Eltern, soziale Herkunft (bürgerlich – proletarisch), Zugehörigkeit zu parteigebundenen Organisationen (Thälmann-Pioniere, Freie Deutsche Jugend-Partei), Anerkennungen und Auszeichnungen, Verweise und Strafen. Das Klassenbuch erfüllt also dieselbe Aufgabe wie die roten Spruchbänder auf den Straßen und die Leistungstafeln in den Betrieben: es wird dem Willigen zum Ansporn für noch größere Leistungen, dem Trägen und Unwilligen aber zum Pranger. So versteht die Partei auch diese Einrichtung für ihre Zwecke zu gebrauchen.

Aber damit nicht genug! Die Partei errichtet noch eigene Schulen und veranstaltet für ihre Leute besondere Kaderkurse. Dort läßt sich der Geist der kommunistischen Erziehung in Reinkultur erkennen, wovon die dritte Begegnung einen Eindruck geben mag.

Gespräch mit einem ehemaligen SED-Funktionär

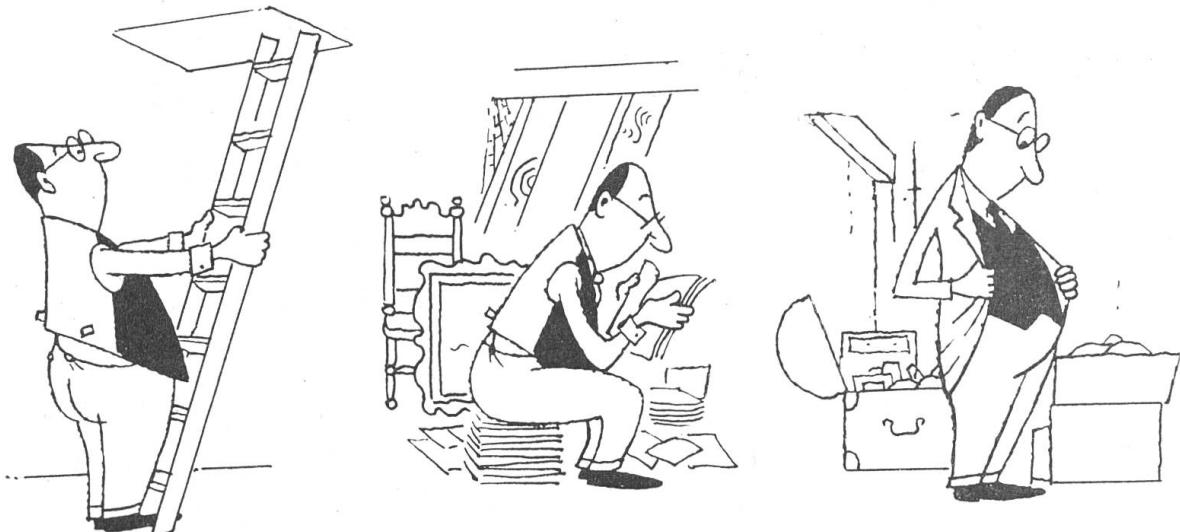
Wir sitzen zu viert in einem Westberliner Restaurant: einer meiner Berliner Freunde; der ehemalige Leiter eines Staatsgutes in der Ostzone; dessen Gattin, eine sympathische hellblonde Ostpreußen, beide in den Vierzigern; und ich. Es ist mir bekannt, daß Herr M. neben seiner Tätigkeit als Leiter eines Staatsgutes noch jahrelang ideologische Schulungskurse in der Partei geleitet hat; desgleichen seine Gattin. Während des Essens kommt das Gespräch auf Schul- und Erziehungsprobleme, und nun kann ich Herrn M. nach seinen Erfahrungen in der Parteischulung fragen. Meine Frau und ich, erklärt er, haben jahrelang im «Parteilehrjahr» gewirkt. Alle Parteimitglieder müssen nämlich dauernd ideologisch geschult werden. Sie kommen alle vierzehn Tage für eine Doppelstunde zusammen, um jährlich einen vollständigen Lehrgang des Marxismus-Leninismus zu absolvieren. Dazu kommt noch die Belehrung über aktuelle politische oder wirtschaftliche Themen wie Revisionismus, polytechnische Bildung, Einführung der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften usw. In diesen Kursen wird auch diskutiert, natürlich je nach dem Niveau des Leiters besser oder schlechter.

Mein Gegenüber scheint ein gewandter Debattierer zu sein. Er ist sehr intelligent und einführend und drückt sich sprachlich gut aus. Der Mann hat übrigens in seinem Aussehen gar nichts Auffallendes, Fremdartiges an sich; er entspricht auch keineswegs einem gewissen Funktionärstyp, den man «drüben» öfters an seinem etwas starren, maskenhaften Gesicht erkennt. Man könnte in ihm ganz gut einen Handwerksmeister oder Angestellten, wie man sie bei uns trifft, vermuten. Seine Gattin macht vollends den Eindruck einer sehr klugen, durchaus bodenständigen und mütterlichen Frau.

Nun erzählt Herr M., wie er einmal in der Parteischule mit einem Manne «fertig wurde», der wegen veralteter marxistischer Anschauungen, die er nicht aufgeben wollte, aus der Partei ausgeschlossen worden war. Dieser Mann kam aber dennoch nicht von der Partei los, besuchte das Parteilehrjahr immer wieder, um seine Meinung hartnäckig und unermüdlich zur Geltung zu bringen. Mein Gegenüber rückte ihm zunächst mit Argumenten, an denen es

Der kleine Familienfilm

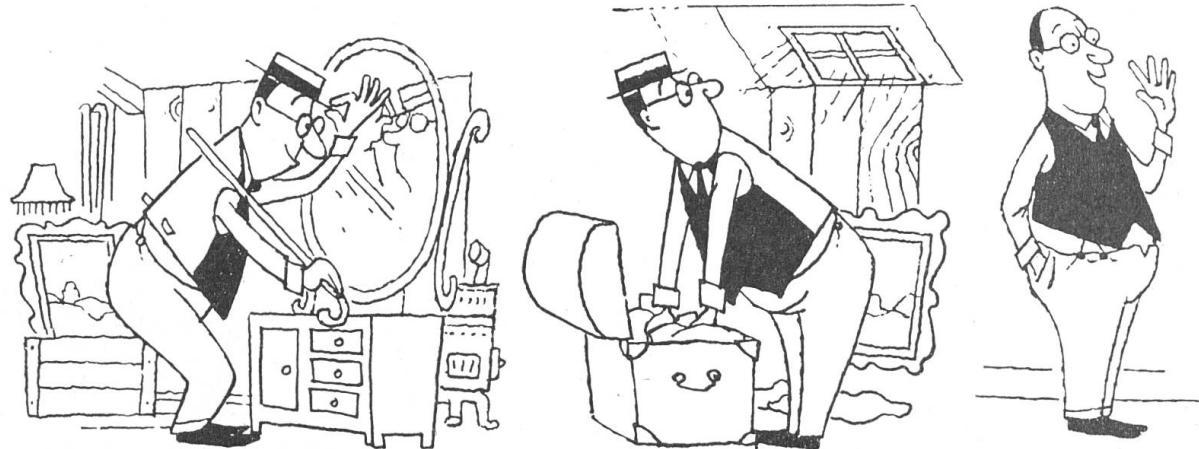
von Hans Moser



Sagt Frau, dieser Regentag ist wie gemacht, um den Estrich aufzuräumen, wie er ihr schon lange versprochen hat.

Entscheidet, zuerst alte Zeitungen wegzwerfen. Blättert in einem Heft und entdeckt, dass er verschiedene Nummern nicht gelesen hat. Beschliesst, Zeitschriften doch noch zu behalten.

Inspiziert verschiedene Schachteln mit alten Kleidern. Probiert einen Rock und stellt fest, dass der Knopf vorne nicht zugeht, nimmt sich vor, weniger zu essen und Frühturnen wieder aufzunehmen.



Gräbt alten Strohhut aus und probiert ihn. Findet, dass er, wenn er diesen in einem bestimmten Winkel aufsetzt, ohne Brille Maurice Chevalier gleicht.

Merkt plötzlich, dass Regen aufgehört hat und Sonne wieder scheint. Kommt zum Schluss, das Aufräumen des Estrichs auf einen Regentag zu verschieben.

Wieder unten, erklärt er Frau, dass es eigentlich pietätlos ist, alte Sachen einfach fortzuwerfen.



Beim Jassen notiert

Ist man mit seinen Karten oder beim Zusammenzählen halbwegs zufrieden oder nimmt man einen ordentlichen Stich herein

Es isch e so es Milchli.

Hat einer nur noch Trümpfe und Bockkarten

Jetzt isch es dänn gly Fyrabig.

Beim Abstechen gibt es viele begleitende Sprüche, zum Beispiel

Gstoche de Bock, worum gaat er is Chrut. / Die stich i grad in Grind ie.

Wird eine gute Karte von einer noch besseren gestochen

D Chatz hät de Vogel.

M. Sch.

ihm nie fehlte – hatte er sich doch gerühmt, er werde in der Diskussion mit jedem Gegner des Regimes fertig – zu Leibe. Als aber der andere hartnäckig blieb und immer mehr darauf ausging, die Diskussion zu verwirren, nahm er ihn einmal beiseite und drohte ihm mit scharfen Maßnahmen. Erfolg: Der andere nahm zwar immer noch am Parteilehrjahr teil (!), aber nun hüllte er sich in ein halb trotziges, halb depressives Schweigen. Aber unser Mann ließ nicht locker. Er versuchte immer wieder, ihn ins Gespräch einzubeziehen, stellte ihm Fragen, ließ ihn gleichsam nicht fallen, und im Laufe von einigen Monaten hatte er ihn so weit, daß er seine überholten Anschauungen aufgab und flott nach der Parteilinie marschierte.

Der Erzähler schien noch jetzt auf diesen pädagogischen Erfolg stolz zu sein, obwohl er im Begriffe war, sich von seiner früheren Überzeugung zu lösen.

Etwas anders freilich verlief eine andere Auseinandersetzung, von der Herr M. erzählte. Als er eine Zeitlang an einer landwirtschaftlichen Berufsschule politischen Unterricht erteilte, stellte sich ihm in der Diskussion eine 18jährige überzeugte Katholikin entgegen und verteidigte mutig ihren religiösen Glauben. M. warf nun seine ganze dialektische Gewandtheit und seine kommunistische Überzeugung in die Waagschale und erreichte, daß das Mädchen schließlich weinend zusammenbrach und völlig aufgelöst nach Hause ging. In der folgenden Stunde versuchte das Mädchen, durch die Eltern in seiner Überzeugung wieder gefestigt, dem Lehrer erneut Widerstand zu leisten. Aber die Diskussion endete gleich wie das erstemal. Diese wiederholte sich noch einige Male, bis das Mädchen nicht mehr konnte und verzweifelt den Widerstand aufgab. Nun hatte aber Herr M., der durchaus kein fühlloser Mensch ist, doch ein schlechtes Gefühl, und er wagte sogar in einer Parteiversammlung davon zu erzählen und dann die Meinung zu äußern, dies könne doch nicht der rechte Weg zur Überzeugung junger Menschen sein; man müsse andere, positivere Methoden finden, um die jungen Leute zu gewinnen. Wohl, damit kam er schlecht an! Man bedeutete ihm, er sei sentimental und habe sich noch nicht völlig von bürgerlichen Vorurteilen befreit.

Ich war von dieser Erzählung erschüttert und stellte ihm nach einer Weile die Frage: «Glauben Sie nicht, daß in Ihrer Auseinandersetzung mit der 18jährigen Katholikin eigentlich zwei Religionen einander gegenüberstanden?» Er überlegte einen Augenblick und antwortete dann: «Ich glaube nicht. Der Marxismus-Leninismus ist keine Religion, sondern eine wissenschaftliche Weltanschauung. Ich bin auch heute noch Marxist und Materialist.»

Ich: «Glauben Sie denn, daß die Wissenschaft grundsätzlich alle Fragen lösen kann?»

M. bejahte entschieden.

Ich: «Nun ja, vielleicht ist im Kommunismus an Stelle der Religion eher das Dämonische wirksam. Ich dachte eben an Goethe, der das Dämonische mit Hilfe eines lateinischen Wortes so charakterisiert: *Nemo contra Deum,*

nisi Deus ipse; Niemand kann Gott entgegen-
treten, er sei denn selbst ein Gott.»

Mein Gesprächspartner, der schon vor eini-
gen Wochen «herübergekommen» und in einer
inneren Umwandlung begriffen war, antwor-
tete nachdenklich: «Ich leugne nicht, daß das
Dämonische in den Überzeugten der SED
wirksam ist.»

Das weitere Gespräch mit Herrn M. machte
mir dann klar, daß dieser ehemals überzeugte
Kommunist, vielleicht ohne es schon zu wis-
sen, eine Wahrheit suchte, die über die Wis-
senschaft hinausgeht, ja daß er vielleicht in
seinem Herzen schon oder noch etwas von
einer solchen Wahrheit wußte.

Schluß

Als ich am Ende meines Berliner Aufenthaltes meine Eindrücke vom östlichen Schul- und Erziehungswesen zu sichten und zu verarbeiten suchte, wurde ich immer mehr von Fragen be-
drängt, die mich nicht losließen. Was wird wohl aus der jungen Generation in Ostdeutsch-
land? Aus diesen jungen Menschen, die so zur blinden Verherrlichung des eigenen Systems und zu ebenso blindem Haß gegen den Westen erzogen werden, wie ich es an der Ostberliner Schule erlebt hatte? Wie können junge Men-
schen sich entwickeln und geistig entfalten, die kein echtes Vertrauensverhältnis zu Eltern und Lehrern mehr haben können, weil Eltern-
haus und Schule dem Zugriff der Partei aus-
gesetzt sind, die nach dem Grundsatz handelt: Wer nicht für mich ist, ist wider mich? Was geschieht mit denen, die nicht wie Herr K. die Freiheit wählen, sondern ihr Leben weiter in dieser Welt der unpersönlichen Propaganda und des persönlichen Mißtrauens leben? Und wie soll sich die Jugend endlich dem Einfluß so gewiegener Debattierer und Ideologen, wie Herr M. einer war, entziehen? Wird sie, die nie etwas anderes kannte, einmal imstande sein, eine ähnliche Wandlung durchzumachen, wie sie Herr M. im Westen durchzumachen anfing?

Diese letzte Frage setzte mir besonders zu. Und sie ließ mich erst recht nicht los, als ich erfuhr, daß eine namhafte Psychologin, die den Eingliederungsprozeß jugendlicher Ost-
flüchtlinge in die westliche Welt jahrelang gründlich kennen gelernt und studiert hat, zum Schlusse kam, daß in der Mehrzahl der aus dem Osten herüberkommenden Jugend-



Die manische schriftliche Fixierung

Es ist heute üblich, beinahe alles, was in der Schule durchgenommen wird, schriftlich festzuhalten. In den letzten Jahren haben auch die Handarbeitslehrerinnen damit begonnen, mit ihren Schülerinnen Hefte zu führen. Und vielleicht wird man in den kommenden Jahren auch noch dazu übergehen, die Übungen der Turnstunden schriftlich zu fixieren. Schwere Beigen von vollbeschriebenen Heften und Blättern stauen sich in den Kästen der Schulzimmer, eine neue Kategorie von Makulatur, die aufzubewahren sich größtenteils nicht lohnt, wie etwa die Examensschriften vor hundert Jahren.

Die Unterrichtsmethodiker scheinen eine geheime Abmachung mit den Papier-, Bleistift- und Heftfabrikanten zu haben. Sprachübungen, die das Sprachge-
fühl bilden sollten, müssen schriftlich gemacht werden. Die simpelste Rechnung muß mit Tinte eingeschrieben werden. Um eine Beobachtung festhalten zu können, muß mindestens die Gruppe mit Bleistift und Notiz-
block ausgestattet sein. Und dergleichen mehr.

Weil alles und jedes einen schriftlichen Nieder-
schlag haben muß, kommt die Entwicklung des Gedächtnisses heute in der Schule zu kurz. Was man schwarz auf weiß besitzt, darf man eben ruhig ver-
gessen.

Wie wichtig die schriftliche Fixierung heute ge-
nommen wird, geht schon aus der Tatsache hervor,
daß man die freie, die gedankliche Vorbereitung des Lehrers nicht mehr gelten lassen will. Es ist heute keine Seltenheit mehr, daß auch ältere und ausge-
zeichnete Lehrer, die sich wirklich und ernst vorbe-
reiten, vom Visitator nach der *schriftlichen* Vorberei-
tung gefragt werden.

Max Gross
In der «Schweizer Schule»

lichen «der religiöse Kern zerstört sei». Weist diese Äußerung eines erfahrenen Menschen nicht darauf hin, daß wir die Veränderung des ostdeutschen Menschen durch das System nicht ernst genug nehmen können?